

Der Andere

**Eine viergeteilte Kurzgeschichte in gegenreformierter
Rechtschreibung und nittelmeutscher Grammatik.**

Nico Madysa

5. 5. 2012

Empfohlene Leseumgebung: zwischen Mitternacht und
Sonnenaufgange in einem dunklen Zimmer. Eine einzelne
Lichtquelle, welche gerade genügt um bequem zu lesen.
Keine umgebenden Geräusche.

1 Herbei

Als Julius zu sich kam, war er von Dunkelheit umgeben. Ihm schmerzte der Kopf und obgleich er nichts erkennen konnte, war er sich sicher, daß sich ihm alles draß. Seine höchst ungewöhnliche Situation verwirrte ihn zwar, doch er versuchte, diesem zum Troste einen kühlen Kopf zu bewahren; und sammelte sich.

Sofern ihn seine Sinne nicht betrogen, lag er auf kaltem, steinernem Boden. Er richtete sich auf. Körperlich schien er in bester Verfassung zu sein; außer seinem Kopfe schmerzte ihm nichts. »Hallo?«, rief er des Versuches halber und seine Stimme verhüll schnelle im Dunkel. Er befand sich also wahrscheinlich in einem eher kleinen, dafür aber leeren Raume; aus dem kalten Boden schluß er, daß es wohl ein Kellerraum sei.

Damit wußte er immerhin schon, wo er war; womit ihm nur noch herauszufinden blieb, wie er in drei Teufelsnamen dorthin gekommen. So sehr er sich auch bemühte, sich des vorangegangenen seiden Tages zu erinnern, so unmöglich war es ihm. Beim besten Willen fiel es ihm nicht ein. Er erinnerte sich seines Namens; er glaubte auch, sich seines Lebens erinnern zu können; doch er hatte keine Ahnung, was er zuletzt getan; und erst recht nicht, wie er in diesen stockdunklen Keller geraten war.

Julius hatte keinen Schimmer, wie lang er da schon gelegen hatte; und er hatte ebenso wenig bemerkt, wie lange er schon wieder bei Sinnen war. Sein Zeitgefühl hatte er bereits verloren und nur der glatte, kalte Grund hielt ihn davon ab, auch sein Körpergefühl zu verlieren.

Da durchbruch plötzlich ein Stimmengewirr die kalte Trostlosigkeit des Kellers und wie Schuppen von den Augen fiel es Juliusen, daß es doch auch einen Ausgang geben müßte. Er ertastete die Wand, welche direkt zu seiner Linken hub, und erklumm sich so auf seine Füße. Er war ein wenig überrascht, daß sie ihn ohnprobleme trugen, doch fiel ihm schnelle wieder ein, daß er ja besser körperlicher Verfassung war; auch sein Kopf schmerzte nicht mehr so stark wie zuvor. Er wandte sich gerade von der ihm geholfen habenden Wand

ab, da hörte er eine sich öffnende Thür und ein großes helles Rechteck gleißendes Lichtes, welches sofort den gesamten Raum erhellte und Julius einiger Augenblicke lang blandte, zeichnete sich ihm gegenüber an der Wand ab.

Der Raum war tatsächlich winzig. Ein Würfel, vielleicht fünf Meter in jeder Dimension messend, der nicht mehr als einen alten, aber großen Schrank, eine rechts von Juliussen befindliche Treppe nach oben und jenen selbst enthielt. Die Wände waren grau gemauert, der Boden etwas heller grau gegossen. All dies nahm Julius in wenigen Augenblicken wahr, denn viel mehr Zeit blieb ihm auch nicht.

Vom oberen Ende der Treppe her schall eine grobe Mannesstimme, welche irgendjemanden in fremder Sprache anschrte. Eine Mädchenstimme schrie, ebenfalls mit Juliussen unbekanntem Worten zurück; ein handfester Streit ihm unbekannter Menschen fund vier Meter rechts von und etwa zweieinhalb Meter über ihm statt. Julius rätselte noch an der vernommenen Sprache, da stieß der zur Mannesstimme gehörige Körper auf einmal den zur Mädchenstimme gehörigen gehörig die Treppe herunter. Dieser Leib strauchelte, entkam aber einem Sturze, was allerdings nicht verhinderte, daß er gegen die harte Wand prallte.

Das Mädchen hatte braune, etwa schulterlange Haare. Es war etwa sechzehn Jahre alt; vielleicht etwas älter, jedoch kaum jünger. Es trug gewöhnliche Straßenkleidung, diese besondere Art von Kleidung, welche keinerlei Art von Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und damit ihre Funktion voll erfüllte. Das Mädchen starrte empört die Treppe hinauf zu jenem Manne, welcher sie eiskalt heruntergeschubst hatte. Die Worte, die es ihm entgegenschleuderte, klangen, obwohl Julius sie nicht verstand, ebenso empört, geradezu haßerfüllt verachtend.

Ihre böse Miene wandelte sich jedoch zu Angst, als der Mann (jetzt war er, der Stimme nach, ruhig und ausgeglichen) langsamlich herunterschritt. Sie wandte angstvoll den Kopf ab, kniff die Augen zu und erhob schüßend die Arme in offenkundiger Erwartung von Schlägen oder anders gearteter Gewalt. Und tatsächlich hub der Mann, sowie er das untere Treppenende erreicht, seine geballte Faust zum Hiebe.

Da erwachte Julius plötzlich aus seiner Trance (oder verfiel aus ihr in eine andere) und er trat auf einmal, wie willenlos, aus dem ihn bisher verborgen habenden Schatten hervor. Mädchen und Mann waren von seinem Auftritte sichtlich überrascht, doch er beachtete es nicht; er packte die erhobene Hand des Mannes. Dieser fing sich wieder und wollte

mit der anderen Faust zuschlagen, doch noch bevor er ausgeholt hatte, packte Julius ihn am Hemde, drückte sich ihm entgegen und warf ihn über die Schulter auf den zementierten Kellerboden, während hinter ihm ein erschrockener Mädchenschrei spitz ertönte.

Julius ließ den Mann, welcher anscheinend das Bewusstsein verloren, los und musterte ihn. Er war mittleres Alters mit kurzgeschnittenen Haaren und einem wettergegerbten Gesicht; er trug Jeans und ein weißes Hemd. All das machte einen nur bedingt gefährlichen Eindruck. Julius wandte sich abermals um, in der Ecke stand immer noch das verängstigte Mädchen. Da überfiel ihn wieder die Leere, welche auch in der dunklen Einsamkeit zuvor die Kontrolle über ihn besaß und in seinem Hirne war es schlagartig wie zuvor in dem Keller: leer.

Er wusste nicht, was er diesem verschreckten Mädel sagen sollte um es zu beruhigen; erst recht nicht, da es seine Worte sowieso nicht verstand. Ihm zum Glück musste er sich nicht allzu lang den Kopf darüber zerbrechen, da sie die Initiative ergriff und ihn verschüchterte fragte, wer er sei. Er verstand die Frage zwar nicht, doch aus ihrem Gesichtsausdruck und der Situation ließ sich ihre Bedeutung leicht ableiten. So riss er sich innerliche am Riemen, zog all seine Höflichkeit zusammen, verbeugte sich vor dem Mädchen, küsste ihr die Hand und nannte seinen Namen. Das Mädchen war vermutlich zu erschrocken um ihm ihre Hand wegzuziehen. Erst nach scheinbarer Ewigkeit führte sie ihre Hand zur Brust, zog auf sich und sprach langsam. Eine grammatische Analyse fiel so nicht schwer und Julius erfuhr, daß dieses Mädchens Name wohl »Marie« war; zumindest war dies der Juliusen bekannte Name, der dem ihren am nächsten kam.

Julius glaubte nun auch, diese seltsame Sprache zu erkennen, welcher Marie und der Mann sich bedienten. Er hatte sie, die Sprache, lange Zeit in der Schule gelernt, doch seitdem nicht mehr gebraucht; wementsprechend sein Ausdrucksvermögen auch zu wünschen übrig ließ. Marie konnte ihm jedoch anscheinend ganz gut folgen und so erklärte er ihr, wie er in den Keller gelangt sei, nämlich gar nicht; und da es außer der eigentlich immer verschlossenen Tür auch keine andere Zutrittsmöglichkeit für Julius gegeben hätte, sah Marie sich gezwungen, ihm vorerst zu glauben. Nachdem er geendigt, setzte sie im Gegenzuge an, ihm zu erklären, daß er ihren Stiefvater, mit welchem sie sich häufig streite, was sie auf grundsätzliche Antipathie zurückführte, niedergeschlagen habe.

Als Julius Marien folgend das obere Ende der Treppe erreicht hatte, drohte ein Ohnmachtsanfall, ihn zu übermannen und ihn die Treppe hinab stürzen zu lassen, doch er

ging sich rechthetiglich wieder auf. Er vermurrte sich bei dem Anblicke des Hausflures. Sowie er nach einigen Augenblicken wieder Herr seines Körpers war, erklärte er hastiger Stimme und immer wieder stotternd und neu ansetzend den Grund für seine kurzzeitige Schwäche: Es handele sich bei diesem Hause, welches Marie laut eigener Aussage schon seit ihres Lebens bewohne, zweifelsfrei um die Wohnstätte Juliusens, in welcher er erst gestern friedlich in seinem Bette eingeschlafen, wie er sich nun erinnerte.

Diese Feststellung bestürzte nicht nur ihn, sondern auch seine neue Bekanntschaft Marie, da es beiden unmöglich schien, daß zwei Menschen (nicht nur zwei, sondern einer und eine ganze Familie!) über achtzehn Jahre lang dasselbe Einfamilienhaus bewohnen sollten ohne auch nur ansatzweise etwas voneinander mitzubekommen. Marien und Juliusen stieg gleichzeitig dieselbe beklemmende Befürchtung auf: daß irgendetwas ganz und gar nicht stimmte; und zwar in einem Maße, das ihnen den Eindruck erweckte, daß diesem Problem nicht ohne Weiteres beizukommen sei.

Beide gingen sie verwirrt und grübelnd im Wohnzimmer ihres wohl gemeinsamen Hauses umher und sann nach Erklärungen oder zumindest Lösungen, was aber innert der ersten Viertelstunde keineswegs von Erfolg gekrönt war. Doch dann kam Marien plötzlich eine Idee, die so einfach, daß es verständlich war, daß keiner der beiden darauf gekommen: Sie frug ihn, welches denn das letzte Datum sei, dessen er sich erinnern könne. Er nannte das jenes Tages, welchen er für den vorangegangenen hielt, und Marie mußte (ob aus Nervosität oder aus Vergnügen) glücken, da er ihrer Meinung nach um mindestens zweihundert Jahre daneben lag.

Wie sie dies äußerte, klapperte ihm der Kiefer erdwärts. Sollte er tatsächlich über Nacht eine Zeitreise gemacht haben ohne es zu merken? frug er sich. Er wollte es nicht glauben und suchte wie rasend nach einem Kalender; welchen er fund, bestätigte jedoch nur Mariens These. Irgend jemand oder etwas hatte ihn um zweihundert Jahre, einen Monat und fünf Tage in die Zukunft katapultoren; oder jemand mit einem mehr als einfach nur schlechten Sinne für Humor war in der Lage, erstaunlich gute Kalenderfälschungen zu produzieren. Letzteres war Juliusen noch absurder als die erste Variante und so ergab er sich der Tatsache, daß sein Lebenslauf nun eine Lücke von zweihundert Jahren hatte.

Damit gewann das Gespräch zwischen Marien und Juliusen kräftig an Fahrt, da beide einander tüchtig über ihre jeweilige Epoche ausfrugen. Doch während Marie eher von Juliusens Geschichten fasziniert wurde, truf diesen mehr Bestürzung als Interesse oder

gar Begeisterung.

Er erzählte von den ständigen Streiten zwischen den weltweit existierenden Großmächten; sie frug, was denn eine »Großmacht« sei.

Er erklärte, daß dies verschiedene, einander etwa ebenbürtige Nationen seien; sie frug, was denn eine »Nation« sei.

Er beschrieb, wie sich Menschen eines jeden Kulturkreises unter jeweils eine Regierung stellten; sie war verwundert, daß es damals mehr als eine dieser »Nationen« gegeben.

Er frug, wie sich Menschen unterschiedlicher Sprache in einer Nation zusammenfinden könnehen; sie frug gegen, ob es denn mehr als eine Sprache gebe.

Diese Frage zug sie jedoch schnelle zurück, da er ja bereits eine andere Sprache als sie sprach.

Sie frug daraufhin ihn interessoren, was das überhaupt für ein Kaudermwelsch sei, das er da benuse, doch sie verstund seine Antwort nicht; das Wort, mit welchem er seine Sprache bezeichnete, sagte Marien einfach nichts, sie kannte es nicht.

Julius war zutiefst schockoren; als Schriftsteller hing er sehr an seiner Sprache und wollte nicht wahrhaben, daß sie von seinem Lebenszeitpunkte an in gerade einmal zweihundert Jahren einfach verschwinden würde. Doch auf seine Frage, wie es denn dazu kommen könne, daß innert zweier Jahrhunderte fast alle Länder und Sprachen (und damit wohl auch Kulturen, Sitten, Bräuche) vom Erdenboden verschwindehen, wußte Marie keine Antwort. Sie meinte allerdings, daß sie gewisse Leute kenne, die es womöglich wußten.

Julius war Feuer und Flamme; nicht nur, daß seine Existenz in der Zukunft wenigstens vorerst einen Sinn bekam, er würde zudem noch erfahren, was in der Zeit zwischen seinem Schwund und seinem Erscheinen geschehen. So striff Marie sich eine wärmende Jacke über, während Julius sich den knielangen Mantel ihres Vaters lieb, und beide verließen das Haus.

2 Hinaus

Daraußen fug Julius zu aller Erst die frische Abendluft ein, dann blickte er sich um. Die Zukunft war anscheinend nicht so wahnsinnig anders als die Gegenwart, wie man es sich zu seiner Zeit vorgestellt hatte. Immer noch senkte sich die Sonne des abends gen Horizontes und immer noch färbte sie den Himmel in feurigem Sinner. Juliusens Haus stand auch jetzt noch in ländlicher Umgebung und auch sein Garten hatte kaum Änderungen erfahren. Am Gartentore stand sogar noch die alte Eiche, welche sein Großvater einst gepflanzt. Mittlerweile hatte sie riesige Ausmaße angenommen; ihre Äste überdeckten inzwischen das halbe Grundstück, reichten gar schon bis an's Haus. Guter Dinge meinte Julius, es habe sich ja nicht allzu viel getan. Marie zuckte ratlos mit den Achseln und ging zum Gartentore, woraufhin er sich ihr anschloß.

Julius wurde von Neugier geradezu zerfressen und so frug er, Mariens Schweigsamkeit zum Troste, was sich in den verpassenen zweihundert Jahren denn nun zugetragen. Sie wiederum öffnete den Mund um ihm zu antworten, schloß ihn dann aber wieder, überlegte und stellte provokantlich die Gegenfrage, woher sie das denn wissen solle.

Juliusens Gesicht vollzug einen Wandel von neugierigem zu verworrenen Ausdrucke, iust wie eine Ampel von Grün auf Rot umschaltet; er wußte nicht, wie er diese Antwort verstehen sollte. So frug er weiter, wie sie es denn nicht wissen könne, wo es doch schulischen Unterricht, Bücher und sicherlich immer noch das Internet gebe. All diesem stimmte Marie zu, doch sie wandte ein, daß in der Schule Wichtigeres zu lernen sei als Historie, daß Bücher in der Regel Anleitungen enthaltehen, wie man einen Gegenstand zusammenzusetzen oder zu bedienen habe, und daß das Internet ihres Wissens dem Schriftverkehr, dem Einkauf und dem Vergnügen diene. Nach dieser Antwort hieß Julius wortlos Marie stehenbleiben, starrte leeres Blickes in die Luft und ließ einem kurzen verärgertem Schrei freien Lauf.

Danach setzten Marie und er ihren Weg in die Stadt fort, während sie, immer wieder

von seinen Fragen unterbrochen, ihn über den Status quo aufklärte, wenn ihr schon der Status quo ante unbekannt war. Dabei versuchte sie, sich möglichst einfach auszudrücken, damit er ihre Sprache auch verstehe.

Als die beiden der Stadt Rand erreicht, hatte Julius ein grüßliches Bild der Situation gewonnen; und was sich ihm bot, gefiel ihm gar nicht. Das Fazit all dessen sei an erster Stelle: Es sei sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich, geworden, an historische Informationen zu gelangen, allieweil ihnen kein ökonomischer Wert beigemessen werde.

Die Schule diene dazu, den Kindern essentielles Grundwissen wie zu lesen und einfachlich zu rechnen beizubringen; an dieses schließend werdehen die Kinder zahlreichen Testen unterzogen um festzustellen, welche jener für Arbeit geschaffen sind, und welche nicht. Erste werdehen weiter ausgebildet, wobei der Unterricht von Jahre zu Jahre immer weiter spezialisieren werde, und anschließend dem Arbeitsmarke zugeführt, den sie meist im Alter von etwa fünfzig Jahren verlasseden; Letzte, die Ausfortorenen, habehen hingegen keiner Arbeit nachzugehen. Ihnen werde lediglich auferlegt, täglich mindestens eine Stunde fernzusehen um über die Vorgänge in der Welt aufgeklärt zu sein. Ansonsten dürfehen sie das ihnen staatlich zugeführte Geld verschwenden, wie es ihnen gut deucht.

Es schien Juliusen, als wäre längst nicht mehr die Arbeitslosigkeit, sondern die Arbeit der Ausnahmefall. Die, welche noch arbeiten konnten, taten dies, unwissentlich und unmündiglich, so lange, wie ein Arbeitgeber noch bereit war, dafür zu zahlen; die anderen blieben ebenfalls unmündig und unwissend, weil sie die eigentlich freie Zeit nicht etwa für Fortbildung, Kultur oder Ähnliches nutzten, sondern um den Verstand abzuschalten und zu . . . schoppen! Ein besseres Wort als dieses fiel Juliusen dazu einfach nicht ein.

Selbst wenn jemand den Wunsch versporen hätte, sich neues Wissen anzueignen, wäre er an diesem Wunsche gescheitert. Die Schule lehrte nicht mehr dergleichen; Wissen enthaltende Bücher warden nicht mehr gedruckt, nur noch Handbücher und Bedienungsanleitungen; und das Internet, zu Juliusens Zeit noch als freie Plattform und Vorläufer der Anarchie gepriesen, wurde ohnunterbrechen von staatlichen Behörden auf »kindergefährdende« sowie »terroristische« Inhalte geprosen, als welche kurz und gut alles Informierendes diffamieren und damit ausgeschalten werden konnte.

Winnen zweier Jahrhunderte hatte es eine Juliusen unbekante Weltmacht anscheinend geschafft, den gesamten Globus allein zu beherrschen, jegliche Kulturvielfalt, ach was, die Kultur an sich zu zernichten und das Ideal der Aufklärung in unnahbare Ferne zu

schieben; eine Antiaufklärung, eine Entklärung par excellence zu betreiben.

Und aller Möglichkeiten, mündig zu werden, beraubt würde kein Bürger dieses Systems je hinter diese Teufelei steigen und damit war jedweder Ausweg ausgeschlossen.

Natürlich sagte Marie all das nicht wörtlich.

Sie erklärte, was in der Schule gelehrt werde und fug erst auf Nachfrage hinzu, daß das Genannte alles sei, weil sich die Kinder auch nicht für mehr interessieren.

Sie schwärmte ihm vor, wie schön es sei, zu den Arbeitenden zu gehören und seinen Teil zur Gesellschaft beizutragen, und fug erst auf Nachfrage hinzu, daß die ohne Beruf ihren Teil leisten, indem sie verbrauchen.

Sie bewunderte, wie dadurch, daß nur noch beliebte Bücher gedruckt würden, die Wälder geschont würden und fug erst auf Nachfrage hinzu, daß Menschen mit Sonderwünschen sich dann nach den anderen zu richten haben.

Sie lobte, wie Kinder im Internet durch die Zensurbehörden vor gefährlichen und unlöblich schmutzigen Inhalten bewahrt würden und fug erst auf Nachfrage hinzu, daß es eigentlich niemanden gibt, der kontrolliert, ob die Kontrolleure richtig kontrollieren.

Julius schwindelte erneut ob all dieser Gedanken. Wie er sein Refümee hastiglich Marien mitteilte (er flüsterte dabei, damit die Passanten, deren es so viele wie zu seinen Zeiten gab, nichts zufällig aufschnappten) erschreckte diese Vorstellung auch sie; Marie war nie auf solcherlei Gedanken gekommen, hielt sie für absurd, aber gleichzeitig leuchtete ihr Juliusens Logik ein. Dennoch wollte sie es nicht wahrhaben, wollte es einfach nicht wahrhaben! Sie widersprach mit allem, was ihr einfiel, doch seine Argumentation war wasserdicht. Sie gab nach, sofern man diesen Entschluß »nachgeben« nennen konnte, und war erst recht ermutigt, Julius dorthin zu geleiten, wohin ihn zu bringen sie gedachte.

Julius blieb stehen, hieß Marie daselbe tun und lehnte sich an eine Häuserwand um die vorbeiziehenden Massen und die durchzogene Umgebung zu mustern. Schweigsämlich gingen die Menschen aneinander vorbei und ihren Geschäften nach; die Geschäfte, denen nachgegangen wurde, wiederum standen stille und stachen durch grelle Reklame hervor, die jede Art von Gegenständen, die gekauft werden konnten, anpries. Julius verstund; das war genau die Welt, welche die Aufklärer bekämpfen hatten. Im Glauben an die Allmacht der Technik und an den guten Willen der Mächtigen waren diese Menschen noch primitiver als die des Mittelalters geworden. Der Verstand war ausgeschaltet, die Menschen ließen sich von ihren Trieben und, was noch viel wichtiger, von Anderen und deren Angeboten

leiten. Eine vorbeieilende, mittelalte Frau fing Iulius' Blick ein und er überlegte, wann sie wohl zum letzten Male eine Entscheidung wahrlich bewußt und vernünftig getroffen hatte; er war sich sicher, daß dies schon geraume Zeit her war.

Marie fragte ihn, ob sie nun weitergehen könne; er bejahte und sie setzten den Weg fort, während das sich Iulius offenbart habende Bild sich vor seinem Auge beständig wiederholte ohne ihm eine Neuigkeit zu zeigen. Er seufzte enttäuscht, da dies keineswegs die Zukunft war, die er herbeigesehnt. So verfiel er in dumpfes Dämmern und folgte einfach Marien, welche ihm vorausging und angekündigt hatte, ihn zu Leuten zu bringen, die ihm genauere Informationen über die sie trennende Zeit geben könne. Jene ging zackiges Schrittes voran und bahnte sich zielsicher den Weg durch die graue Masse, doch Iulius hatte kaum Probleme dabei, ihr zu folgen, da die Leute ihn, diesen seltsamlich auffälligen Menschen, ganz offensichtlich mieden.

Beide blieben schließlich vor einem nicht ungewöhnlichen Reihenhause stehen. Marie meinte zu Iulius, darin seien die, die ihm helfen könne. Sie klopfte an, stellte sich einer nach ihrem Begehren fragenden Stimme wahrheitsgemäß vor und wie die Tür geöffnet war, trat sie in den dahinterliegenden dunklen Korridor, hinter sich den Mann vergangener Zeiten.

3 Hinweg

Hinter Juliussen und Marien wurde raschlich die Thür wieder geschlossen und sofort flutete die Dunkelheit auch den Rest des Ganges. Das geschah so überraschend, daß Julius nicht einmal dazu gekommen war, zu erkennen, wer sie denn da eingelassen hatte. Doch Zeit, zu überlegen, wurde ihm sowieso nicht gegeben; der Körper der Stimme stieß sie schnelle und unsanft den Korridor entlang, überholte sie an dessen Ende, suchte, dem Schalle nach zu urteilen, aus einem Bunde den richtigen Schlüssel, fand ihn und dröh ihn zweimal im Schlosse der vor ihnen befindlichen Thür.

Der dahinterliegende Raum war zwar erleuchtet, jedoch so schwächlich, daß man nur des Einlassers Schattenriß erkennen konnte: Er schien gut genährt zu sein und einen Vollbart zu haben. Der Raum selbst war nur von einer Kerze erhellt, die auf einem runden Tische stand, welcher wiederum mittig plazieren war und um welchen drei ältere Herren saßen.

Der linke war hager und hatte ein schärflich geschnittenes Gesicht, welches durch die runde Brille, die er trug, ziemlich klug wirkte. Der zweite war corpulent und hatte seiner Haare nur noch so wenig übrig, daß man es nicht einmal mehr als Halbglase bezeichnen konnte. Der rechts Sitzende zu guter Letzt war, wie Julius überrascht feststellte, keineswegs greis, sondern vielmehr im besten Alter; sein Haar war noch rabenschwarz und seine Gesichtszüge verrieten einen noch jugendlichen Tatendrang.

Hinter ihnen schloß die Thür sich wieder; wer immer sie auch eingelassen, er war daraußen geblieben. Der rechts sitzende, Jüngste der drei Herren stand auf, ging auf Marie zu, ihr die Hand zu schütteln, und frug sie, wen sie denn da mitgebracht. Sie stellte Julius den dreien vor und verschwieg auch nicht, wie sie ihn kennengelernt hatte, und daß er aus der zweihundertjährigen Vergangenheit kam. Die drei Herren waren sofort hellauf begeistert, die zwei sitzenden sprangen von ihrem Tische auf und kamen sofort näher, Julius genauer zu mustern. Der Dicke meinte, sie wissehen zwar noch zu wenig von der Mode jener Zeit, aber offensichtlich unterscheidet sie sich nicht allzu sehr von der ihren. Julius

ließ dies alles mit sich geschehen; er hatte eigentlich tausende Fragen, die er diesen Herren stellen wollte, doch ihm fielen dummerweise nicht die nötigen Vokabeln ihrer Sprache ein.

Da frug der Herr mit dem scharfsinnigen Gesichte argwöhnisch Marie, woher sie denn wisse, daß Julius wirklich aus der Vergangenheit komme und nicht etwa ein Scharlatan oder Verrückter sei. Sie antwortete provokant-stolz, daß er nicht ihre Sprache spreche. Das Entzücken der drei Herren steigerte sich noch weiter, der Dicke wandte sich lachzend ab, wohl um sich zu beruhigen.

Der Jüngste frug Marie, ob Julius sie denn verstehe, was dieser an ihrer statt bejahte. Und wieder stießen die Herren Freudenschreie aus, daß Juliusen angst und bange wurde, daß womöglich nicht er es sei, der da ungewöhnlich war.

Der Jüngste wandte sich nun endlich direkte an Julius und teilte ihm begeisterte mit, daß sie tausende Fragen an ihn haben; dieser entgegnete, daß er ebenfalls eine dem ebenbürtige Anzahl von Fragen habe und diese gern beantwortet habe, bevor er über sich zu sprechen anfängt.

Erstaunlich schnelle fingen sich die drei Herren wieder, wohl um Juliusens Fragen schnellstmöglich abzuarbeiten. Marie holte Juliusen einen Stuhl aus einer dunklen Ecke des Zimmers und setzte sich auf den vierten, freien, der bereits am Tische stand.

Und so begann ein Stunden langes Frage-Antwort-Spiel, in dem Julius vielerlei erfuhr. Die Politik sei im Großen und Ganzen parlamentarisch organisiert, es herrsche der Grundsatz des Liberalismus. Prinzipiell jeder, insbesondere jeder große Konzern oder Betrieb, dürfe schalten und walten, wie er will, während die Regierung dem entsprechende Rahmenbedingungen schaffe. Zunächst seien alle öffentlichen Plätze überwacht um die Bürger vor Kriminalität zu schützen. Ebenso dürften die Sicherheitsorgane auch Häuser und Privatgegenstände der Menschen durchsuchen um Verbrechern auf die Schliche zu kommen. Das Problem sei jedoch, und dabei erbosten die drei Herren gleichermaßen, daß damit nicht nur einfache Verbrecher, sondern auch alle Querulanten ausgeschalten werden. Diese Politik zu ändern sei für den einfachen Bürger unmöglich, da die Parteien stets von den gleichen (oder zumindest ähnlichen) Menschen geführt werden und es für Normalsterbliche viel zu teuer sei, eine eigene Partei zu gründen. Natürlich können sie ihr Geld auch zusammenlegen, aber größere Versammlungen zu bilden sei aus Terrorbekämpfungsgründen auch nicht mehr so einfach wie zu Juliusens Zeit.

All das ergab mitfammen Mariens Informationen vor Juliusens geistigem Auge einen

Terrorstaat, wie er des Teufels persönlich würdig wäre. Keine Chance, auszustei- gen; keine Chance, den mahlenden Zahnrädern des orangenen Uhrwerkes zu entkommen.

Da stellte Julius den drei Herren eine letzte Frage: welche Art Vereines sie denn bilden. Der Scharfsinnige hüftelte verlegenstolz und antwortete, daß sie sich entschlossen, diesem Staate trotz allen Schikanen entgegenzutreten und ihn mit allen ihrer Mittel zu sabotieren. Ihr neuestes Projekt sei es, die Geschichte und alles Vergangene zu untersuchen, obwohl der Staat es als ineffizient und unnützlich verurteile.

Julius nickte und lehnte sich zurück, womit er unbewußt den drei Herren zieg, daß er vorerst keine Fragen mehr habe. Diese nahmen ihre Gelegenheit wahr und frugen ihrerseits Julius über seine Zeit und Herkunft aus. Genau genommen waren es kaum Fragen, wie was wann warum wo war, sondern größtenteils Ob-Fragen. Sie frugen ihn, ob es schon Elektrizität gegeben habe, ob der Staat damals schon demokratisch gewesen, oder ob er vielmehr demokratischer gewesen sei, ob es denn wirklich über hundert verschiedene Staaten gegeben und ob tatsächlich genauso viele Sprachen existieren hatten, . . .

Julius beantwortete alle Fragen gewissenhaft in der Hoffnung, daß auch die drei Herren irgendwann zufrieden sein würden, doch die Zusammenkunft dauerte bis in die frühen Morgenstunden und wurde nicht etwa von den drei Herren, sondern von Marien unterbrochen, weil ihre Mutter bald zurückkehren würde. Sie erhob sich, ging zur Tür und bat Julius, ihr zu folgen; es überraschte sie, daß er ablehnte. Er begründete es damit, daß er sich bei diesen drei Herren überaus heimisch fühle, daß dies gewissermaßen seine Welt sei und er sie unbedingt in ihrem Kampfe gegen den Staat unterstützen wolle. Marie sah ein, daß sie ihn nicht umstimmen können würde, und wollte gerade die Tür zum Korridor öffnen, da hämmerte plötzlich jemand lautstark an die Haustür. Die drei Herren waren erschrocken, meinten, »sie« seien da, verbarrikadoren die Tür vermittels des runden Tisches, an dem sie eben noch gefessen und stürmten ins obere Stockwerk, Julius und Marie im Schlepptau.

Während der Scharfsinnige sie oben aufklärte, daß es sich bei den Einbrechern um die staatlichen Sicherheitsorgane handele, malträtoren eben jene die widerspenstige Tür im Erdgeschoss. Der Jüngste hieß sie alle sich verstecken (Julius für den äußerst knappen Raume hinter einem in der Ecke stehenden Massivholzschrank) und ehe sie sich versahen, hatten die staatlichen Sicherheitsorgane die tapferlich standhaltende Tür niedergezwungen. Lärmend und laut rufend stürmten sie zunächst den unteren Raum, kamen dann aber

schnelle in das obere Stockwerk und durchsuchten alles. Sie zogen Marie an ihren Haaren unter einem Bette hervor, schlugen dem am Fenstersims hängenden jungen Herrn auf die Finger, sodaß er hinunterfiel, und holten auch den Dicken aus dem Schranke heraus, hinter welchem Julius verstaft.

Doch noch vor allen fanden sie den Scharffinnigen, welcher sich überhaupt nicht versteckt hatte, sondern gelassen die Häfcher erwartet hatte; sie schlugen ihn, soweit Julius es den Geräuschen nach erriet, nieder und brollen ihn an; Julius verstund fast nichts, denn es war zu laut, die Männer sprachen zu schnelle und in einer äußerst tiefen Mundart. Dennoch vermeinte er, etwas von Terrorismus und Grausamkeit gegen Kinder verstanden zu haben.

Man lärmte, man brull, man schrie und eh Julius sich versah, war es ruhig um ihn. Er vernahm nicht einen Ton mehr und als er hinter dem Schranke hervorkam und sich in den drei ihm vertrauten Räumen umsah, erkannte er, daß sie jeden mitgenommen: die drei widerständlichen Herren, den Türwächter und selbst Marie. Nur er, der er eigentlich überhaupt nicht dahin gehörte, war übrig und allein.

4 Heraus

Katlos stand Julius in einem leeren Zimmer einer ihm leeren Welt, welche die Sonne durch den leeren Raum eines leeren Alls umkries. Verwirrt und verzweifelt verließ er, nur um überhaupt etwas zu tun, das Haus; er schloß hinter sich die Eingangstür, da bemerkte er einen Zettel, welchen die Sicherheitsorgane wohl angeheftet. Lautdessen seien Juliusens Bekannte verhaftet, weil sie terroristischer Tätigkeiten verdächtigt werden. Verwundert stellte Julius fest, daß es sogar eine Stelle gab, an welche man sich im Falle einer Beschwerde gegen diese Verhaftung wenden konnte. So riß er den nämlichen Zettel herab, steckte ihn in seine Manteltasche und ging, nachdem er sich kurze dessen erinnert hatte, daß es eigentlich gar nicht sein Mantel war, der Straße entlang in der Hoffnung, die Beschwerdestelle, welche auf dem Papier angegeben war, zu finden.

Seinen Gang durch die Straßen der Stadt während frappur es Julius immer mehr, daß die Zukunft sich keineswegs allzu stark von seiner Zeit unterschied. Einzelne Gebäude erkannte er wieder, obschon andere Läden darin hausten; einige Straßen sagten ihm etwas, obwohl sie andere Namen trugen; manche Plätze waren ihm vertraut trotz dem, daß natürlich, wenn man es denn natürlich nennen konnte, jedermann eine fremde Sprache sprach.

Vermöge seiner Erinnerung, der Annahme, daß der grundlegende Aufbau seiner Heimatstadt nicht verändert, und ein wenig Glückes fand er tatsächlich die Adresse, welche auf dem mitgenommenen Anschlag angegeben war. Es handelte sich um ein monströses, villaefles Gebäude, von welchem die üblichen Reihenhäuser einen respektvollen Abstand wahrten. Julius beeindruckte der Bau zugegebenermaßen, doch im Hinterkopfe die Gewißheit einer fehlenden Alternative habend setzte sich sein Tatendrang durch und er betrat den furchteinflößenden Bau.

Gleich am Eingange befand sich der Empfang und das dort sitzende Fräulein nahm Juliusens Anliegen höchlich verwundert entgegen und bat ihn, im Wartezimmer Platz

zu nehmen. Julius dachte sich ironisch, daß gewisse Dinge sich selbst in vierhundert Jahren nicht ändern würden.

Etwa eine halbe Stunde später (die Mittagszeit war bereits im Begriffe, hereinzubrechen) kam das Empfangsfräulein herein und wies Julius den Weg zu dem Zimmer, in welchem seine Fragen beantwortet würden. Er befolgte ihre Hinweise und gelang an ein Büro, in welches er, nachdem er angeklopft hatte und hineingebeten worden war, eintrat.

Das Büro selbst war recht karglich eingerichtet; die Wand zu Julius' Rechten war mit Aktenschränken verflitten, an der Linken hingen irgendwelche eingerahmten Texte. Der Tisch war eine einfache Holzplatte auf metallenen Beinen und die darauf und darunter stehende Garnitur wirkte mich sogar auf Julius einen veralteten Eindruck. Das Licht, welches zu gern dem Raume etwas Leben verliehen hätte, wurde durch Rolläden gedämpft, was der in der rechten, hinteren Ecke stehenden Topfpflanze ganz offensichtlich überhaupt nicht bekam.

Karger und trauriger als das Zimmer war lediglich der Sekretär, welcher darin saß. Der schwarze Anzug und die dicke Brille pießen ihm eigentlich wie angegossen und dennoch wirkte der Mann irgendwie eingelaufen. Auch seine Haltung verströmte weniger Autorität denn vielmehr ein seelisches Elend, das Julius bisher nirgends gesehen. Am liebsten wäre der zeitgeriefen Seiende um den Tisch gegangen und hätte dem Beamten tröstend den Kopf getättselt.

Doch an dessen statt besann er sich auf sein ursprüngliches Anliegen und trug es, nachdem er sich auf den ihm zugewiesenen Stuhl gesetzt hatte, dem Manne vor. Der allerdings ging nicht etwa auf Julius' Bitte um Straferlaß ein, sondern wiederholte monotoner Stimme lediglich den Inhalt des Zettels (in, um der Gerechtigkeit Dienst zu tun, doch in etwas gestreckter Form) und fug hinzu, daß es ihm leid tue, daß er nichts dagegen tun könne. Julius sprang erregtes Blutes auf und meinte, daß der Sekretär sehr wohl etwas dagegen tun könne (wohlgemerkt meinte er, wußte jedoch nicht) und dies auch wisse. Doch jener wiederholte einfach nochmals, daß er dagegen machtlos sei und bat Julius, das Büro zu verlassen.

Als dieser jene Worte hörte, brodelten alle Gefühle der letzten Stunden in ihm herauf, die Verzweiflung und die tiefe Abscheu wider diese Zukunft, die Angst und Sorge um die Kameraden, sowie um überhaupt alle widerständlichen Menschen. Das alles fieß er, so gut es ihm gelang, in Worte und schleuderte sie der traurigen Gestalt entgegen; er

appellur an dessen gefunden Menschenverstand, Gerechtigkeitsfönn und Gewissen.

Julius hatte geendet, der Mann starrte ihn verängstigte an, verängstigte wie ein getretenes Kanin. Während Julius noch sunn, ob er denn die richtigen Worte gewohlen, stund der Mann plötzlich auf und wandte sich dem Fenster zu. Er schnuff und durchbruch die beklemmende Stille endlich mit der Ankündigung, daß er Juliusfen etwas erzählen werde.

Und das tat er; er erzählte, wie ihn ab dem Alter von vierzehn Jahren sein Großvater der Geschichte unterwiesen; wie jener ihn die Grausamkeit der Gegenwart erkennen gelassen; wie er von der Vergangenheit erfahren; wie ihm von Philosophen und deren Erkenntnissen erzählt; und vor allen Dingen: wie er gelernt, einerseits den eigenen Verstand zu gebrauchen und dies andererseits gut zu verbergen.

So war es ihm gelungen, hohen staatlichen Dienstgrad zu erreichen und trotzdem ein Mensch zu bleiben. Doch als er da angekommen war und immer häufiger Kontakt zu wichtigen Odrigkeiten hatte, da hatte die Angst ihn zu lähmen begonnen und aus Furcht, verraten oder enttarnt und ebenfalls des Terrorismusses wegen verhaftet zu werden, hatte er seinen kindischen Plan, das Regime von innen heraus zu zerlegen, verworfen und sich stattdessen angepaßen.

Der Beamte drach sich wieder zu Juliusfen, setzte sich an den Tisch und versunk in nachdenklichem Schweigen. Julius, der sich weiland gegenüber wieder hingesezt, kramte in seinem Gedächtnisse nach Wokabeln, die er dafür, was er sagen wollte, brauchte, wurde dabei aber von seinem Gesprächspartner unterbrochen.

» Jedoch«, sagte der traurige Beamte, »habt Ihr mir soeben klar gemachen, daß . . . diese Furcht genau das . . . ist, was die Herrscher erreichen wollen.«

Zum zweiten Male in seinem Abenteuer klappte Juliusfen der Kiefer hinunter.

»Ihr . . . sprecht meine . . . Sprache?«, frug er verwunderte und abgehakte.

Der Beamte lächelte verlegen.

»Eine, ähm . . . weitere Sache, deren mich mein Großvater unterwies. Er . . . sagte immer: >Die Sprache ist das Herzblut der Kultur; wo sie verfällt, und für böse Zwecke mißbraucht, da ist auch ein Mahnmal der Dekadenz und Korruption.< Und er hat mir auch immer eingeschärft: >Hüte die Sprache und achte wie ein Fuchs darauf! Von Menschen, die damit Schindluder treiben, darfst du nichts Gutes erwarten!< Er liebte solche alten Redewendungen!«

Julius sah dem Manne an, daß dieser zum ersten Male seit langer Zeit in Erinnerung

gen schwelgte und daß er es auch genuß. Trotzdem unterbrach er ihn dabei:

»Dann werdet Ihr meinen Freunden also helfen?«

Der Sekretär zögerte.

»Ich . . . werde sehen, was ich machen . . . kann, ohne . . . überstürzt . . . zu handeln. Ich verspreche jedoch, daß ich tätig werde. Dennoch: Ich will Sie bitten, das Büro möglichst betäubt zu verlassen. Damit draußen niemand meint, ähm, ich hätte Ihnen hier . . . einen Gefallen getan.«

Julius setzte eine möglichst betäubte Miene auf, sagte, daß er verstehe, und zwinkerte ironische um anschließend in den Gang zurückzutreten.

Wieder auf dem Gange nahm Julius auf dem nächst besten Stuhle Platz. Er wußte nicht, was er nun tun solle; er wußte nicht, wohin er gehen solle; aber er fühlte sich nichtsdestoweniger unbeschreiblich glücklich. Er hatte gerade eigener Augen erblickt, wie das System, das er für perfekt unmenschlich gehalten hatte, sang- und klanglos gescheitert war; nicht mit einem Knall, sondern mit einem Winkeln.

Um Julius wurde es gleißend hell, als sei er im Himmel, er hatte wahrhaftig eine Erleuchtung. Erst jetzt begriff er wirklich, was dieser Spruch hieß: »Nichts ist perfekt!« Er verstund, daß auf Erden nichts ewiglich halten wird, was auf Unterdrückung, Lüge und Unmündigkeit beruht, einfach aus dem Grunde, daß die Ewigkeit für ein so ausgeklügeltes System zu lang ist. Die Geschichte muß sich aus rein logischen Gründen immer zum Besseren entwickeln, solange der Mensch ein Mensch bleibt; und sei er einer unter den Ausbeutern, so würde er dennoch des Gewissens göttliche Stimme hören und zur Einsicht kommen.

Ein Lächeln auf sein Gesicht zauberte der Gedanke, daß man aus der Dummheit der Massen keinesfalls auf die Hoffnungslosigkeit in die gesamte Gesellschaft schließen kann, da diese von Einzelnen, wenn auch mit wohlwollender Passivität der Meisten, verändert wird. Julius hatte verstanden: Wer Vernunft hat, soll aktiv werden, da er zur Minderheit gehört, anstatt aus der Untätigkeit der Vielen Unmut zu schöpfen. Er wußte nun, daß die widerständlichen Herren zu unterstützen und zu retten das einzig Richtige war und mit diesem Wissen und einer Entschlossenheit tausender Armeen stund er auf, während sich unter ihm, es seiner Umgebung gleich tuend, der Stuhl auflöste.

Ein schrilles Klingeln holte Julius wieder in die Realität zurück. Ein schrilles, lautes, ratterndes, unerträgliches Klingeln zu seiner Rechten, das ihm fast den Schädel sprengte,

aber einfach nicht aufhören wollte. Als es doch ein Ende nahm, blickte Julius sich verwundert um; die linke Seite des Ganges war zu einer Wand geworden, die Wand vor ihm dagegen zu Raum, der Stuhl neben ihm zu einem Nachttische und sein eigener Platz war auf einmal ein Bett.

Nur langsamlich fanden sich seine Gedanken wieder zusammen. Das wird Marie mir nie glauben!, dachte er noch, da begriff er schon, daß Marie ein Hirngespinnst gewesen; ebenso wie die drei widerständlichen Herren und, oh Schreck, der Sekretär! In Gedanken gang Julius alles, was er bisher erlebt, durch und versuchte zuzuordnen, was durchträumt und was durchlebt.

Julius stund auf. Diese fremde Welt, in der er gewesen war, hatte ihn beglückt; im Nachheraus hatte es etwas Schönes und gleichzeitig Bizarres, etwas Berausches und Erotisches an sich . . . Ein Abenteuer, eine Welt, die nur ihm zugänglich gewesen, etwas Fremdes, das doch so nah war . . .

Was er da durchgemachen hatte, brauchte keinen Vergleich mit irgendeinem lächerlich realen Abenteuerurlaub zu scheuen und erst recht nicht mit einem Filme. Und kostenlos dazu hatte Julius noch eine Erfahrung mitgenommen; nichts, was er gelehrt bekommen, gesehen, gehört oder gelesen hätte, sondern etwas, das er erkannt, selbst erkannt hatte. Julius schloß die Augen und atmete tief ein, während er das unbeschreibliche Glück, das ihn durchströmte, genuß. Dann schritt er bedächtiglich ans Fenster und sah schweigsam der aufgehenden Sonne zu.